


Fenster aufmachen,
wo keine sind.
Über Renate Welsh

 **Der Hammer**
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 138, 5.26





Editorial

Renate Welsh gehört zu den renommiertesten Kinder- und Jugendbuchautor*innen im deutschsprachigen Raum, ihre Bücher werden indes selten als ›Allgemeinliteratur‹ rezipiert, obwohl sich Arbeiten bereits seit über 35 Jahren auch explizit an ein erwachsenes Publikum richten: Etwa befassen sich die beiden Romane *Constanze Mozart* (1990) und *Das Lufthaus* (1994) mit Lebensrealitäten historischer Frauenfiguren, 1988 veröffentlichte sie *In die Waagschale geworfen. Geschichten über den Widerstand gegen Hitler* und in ihren frühen Kindheitserinnerungen spürt sie nach in *Kieselsteine. Geschichten einer Kindheit* (2019). Die einschneidende Erfahrung eines Schlaganfalls im Jahr 2021 und die schrittweise Rückeroberung von Körper und Sprache bot Anlass für *Ich ohne Worte* (2023); mit *Leih mir dein Ohr* erschien 2024 auch ein Lyrikband.

Um dem umfangreichen Werk Renate Welshs gerecht zu werden, feministischen und emanzipatorischen Lesarten ebenso wie ihren literarischen Netzwerken, fand am 11.2.2026 das Symposium »Geschichten hinter den Geschichten«. (Re-)Lektüren des Werks von Renate Welsh statt, in Zusammenarbeit mit dem Archiv der Zeitgenossen (Universität für Weiterbildung Krems), wo der Vorlass der Autorin bewahrt und beforscht wird. Die wissenschaftlichen Zugänge fließen in eine größere Publikation ein (erscheint 2027 im Studien-Verlag), die Beiträge der Autorinnen Margit Schreiner und Elke Laznia können Sie in diesem *Hammer* nachlesen.

Margit Schreiner befasst sich mit der Kategorie des Autobiografischen in Renate Welshs Œuvre und dem Umgang mit Körperlichkeit, Alter und temporärem Sprachverlust. Elke Laznia schält in ihrem sehr persönlichen Zugang Wechselwirkungen heraus zwischen sich selbst und Renate Welshs Erzählungen über Herkunft, Anderssein, Empathie und die Wichtigkeit des Zuhörens.

»Du machst Fenster auf, wo keine sind«. Zu diesem Satz einer Romni aus einer ihrer Schreibwerkstätten sagt Renate Welsh: »An ihm halte ich mich fest, wenn mich wieder einmal die Verzweiflung packt angesichts der politischen Lage, angesichts meiner Ratlosigkeit. Letztlich versuche ich immer wieder trotz allem, auf die Sprengkraft der Gänseblümchen zu vertrauen.«

Renate Welsh, *1937 in Wien, seit 1975 freischaffend tätig; 1970 Veröffentlichung ihres ersten Buches *Der Enkel des Löwenjägers*, seither zahlreiche, vielfach ausgezeichnete Bücher für Kinder, Jugendliche und Erwachsene – u.a.: *Das Vamperl* (1979); *Johanna. Roman* (1979/2021); *In die Waagschale geworfen. Geschichten über den Widerstand gegen Hitler* (1988/2019); *Geschichten hinter den Geschichten*. Innsbrucker Poetik-Vorlesung 1994 (1995); *Kieselsteine. Geschichten einer Kindheit* (2019); *Die alte Johanna. Roman* (2021). Zuletzt u.a.: *Ich ohne Worte. Roman* (2023); *Leih mir dein Ohr. Gedichte* (2024); *Ich fall mir selbst ins Wort* (2025). Leitung von Schreibwerkstätten, u.a. viele Jahre für obdachlose Menschen.

Margit Schreiner

Nur nicht schreiben ist schlimmer als schreiben

Renate Welsh und ich sind beide am 22. Dezember geboren, sie 1937, ich 1953. Das sind sechzehn Jahre Unterschied. Wenn man jung ist, ist das ein großer Altersunterschied. Als ich geboren wurde, 1953, war Renate Welsh gerade für ein Jahr als Austauschschülerin nach Portland, Oregon, in die Vereinigten Staaten gegangen, was damals sensationell war für eine Sechzehnjährige, 1955, zurück in Wien legte sie dann die Matura ab. Als ich 16 Jahre alt war, erschien Renate Welshs erstes Kinderbuch *Der Enkel des Löwenjägers* im Obelisk Verlag, nachdem sie schon ein Jahrzehnt als freiberufliche Übersetzerin tätig gewesen war.

Wenn man älter wird und besonders, wenn man dann alt ist, schrumpfen die Altersunterschiede. Zwischen zweiundsiebzig Jahren und achtundachtzig Jahren besteht quasi kein Unterschied mehr. Denkt man, wenn man nicht selbst betroffen ist. Ich werde nie vergessen, wie Martin Walser in einem Interview zu seinem 90. Geburtstag gesagt hat: Niemand, der nur ein Jahr jünger ist, weiß, was es heißt, ein Jahr älter zu sein. Renate Welsh weiß es. Sie hat das großartige Buch *Ich ohne Worte* geschrieben. Ich war fassungslos, als ich es gelesen habe. *Ich ohne Worte* ist eines der wortgenauesten Bücher, die ich je gelesen habe. Da ist kein einziges überflüssiges, falsches oder auch nur vages Wort. Nirgends. Da ist kein Selbstmitleid und kein Zögern vor Berichten über die eigene Schwäche. Das ist Stärke. Ich musste immer wieder nachschauen, wann sie es veröffentlicht hat, nämlich 2023, und wann sie den Schlaganfall, über den sie schreibt, genau hatte. Am Anfang der Coronazeit. 2021! Diese Frau hat zwei Jahre, nachdem sie nicht mehr sprechen und gehen konnte, über die Hilflosigkeit, die ein Schlaganfall mit sich bringt, noch dazu in der Zeit der Isolierungen und Beschränkungen durch Corona, ein Buch geschrieben. Und zwar ohne schriftstellerische »Tricks«, ohne Weltliteraturambitionen. Immer auf den Punkt kommend.

Die Frage stellt sich, wieso wenige Bücher so ehrlich, man könnte auch sagen authentisch, klar, unmittelbar und einfach sind wie *Ich ohne Worte*, sondern so oft verquer, eitel und ohne jedes Selbstgefühl. Ich glaube, man kann schon sagen, warum. Weil das Einfache so schwer ist. Das Einfache ist ja, wenn es gelingt, das Ergebnis alles Verqueren, aller Quälereien und Verkomplizierungen des Bewusstseins. Und damit Weltliteratur.

Wie ist das, einen Schlaganfall zu erleiden? Auf einer italienischen Insel, von der man mit einem Boot und Krankenwagen in eine italienische Klinik gebracht wird. Dort wortlos in einem fremden Land mit einer fremden Sprache in einem fremden Bett liegt. Der eigene Körper ist auch fremd. Eine zu große Zunge in einem zu kleinen Mund. Berührungen, daran erinnert sich Renate Welsh in ihrem Buch, und an eine fröhliche Stimmung, wenn sich die Schwestern und Pflegerinnen begrüßten oder miteinander sprachen.

Dann eine elfstündige Fahrt mit dem schlecht gefederten Krankenwagen nach Wien. Die stärkste Erinnerung: »Meine Blase drohte jeden Augenblick zu platzen.« Das ist allergrößte Hilfsbedürftigkeit. Denn »Alles fehlte mir. Vor allem die Wörter.« (Ich weiß nicht, ob Sie zu den Menschen gehören, die sich während eines Filmes oder Buches ständig fragen: Müssen



diese Menschen eigentlich nie aufs Klo? Die Blase, das Körperliche durchzieht übrigens viele Bücher von Renate Welsh. Zum Beispiel *DIEDA*. Wörter stehen auch aus psychischen Gründen oft nicht zur Verfügung).

Im Krankenhaus in Wien: Nach wie vor prallen alle Gedanken an den Wänden des Krankenzimmers, des eigenen Gehirns ab. Das Zeitgefühl geht verloren, in Zusammenhang damit das Raumgefühl oder umgekehrt. Irgendwann tauchen Satzketten auf, unwichtig welche, sie geben Halt – oder quälen, weil die Fortsetzung des Satzes fehlt. Stattdessen ist da der Himmel, vom Krankenbett aus sichtbar. Auch ein gallertartiges Etwas neben ihr im Bett. Ihre eigene Hand, ihr Fuß? Dissonant denken! Die bevorstehende gefährliche Operation ihres Mannes, die Pandemie, der eigene fremde Körper. Auftauchende und sich überschlagende Erinnerungsfetzen, die sich aber nicht willentlich zusammenfügen lassen. Die entscheidende Rolle einer Logopädin, die strahlend lächelt, der Hass auf das eigene Gesicht im Spiegel bei den Übungen. Kein Ausweichen ist möglich.

Allmählich das langsame Wiederkehren zusammenhängender Erinnerungen, als ob sie Gegenwart wären: Vater, Mutter, Stiefmutter, Mann, Sohn, Großmutter, Großvater, die Familie wird erinnert, also erschaffen. Amerika wird erinnert. »Erinnerungen sind Markierungen, die aus einer Vergangenheit in eine mögliche Zukunft weisen«. Die beginnenden Reflexionen über Angst, Zweifel, nicht geleistete Entschuldigungen und immer wieder der Himmel und die Wolken.

Das selbstständige Lernen beginnt, die Entlassung nach Hause. Was auch heißt, in die Eigenverantwortung, in die Einsamkeit, in das Behindert-Sein. Gehen muss gelernt werden, wenn ein Bein immer wieder vorschneilt, der Schwindel auf dem Weg in die Therapie muss beherrscht werden und das Gedränge auf den Straßen umgangen. Die Operation des Ehemannes steht bevor. Sohn und Enkelin stehen bei. Das ist Familie.

Ein ganz wichtiger Satz unter all den ganz wichtigen Sätzen des Buches: »Shiraz' jüngerer Bruder fiel mir ein: Du glaubst, du bist großzügig. Wirklich großzügig wirst du erst sein, wenn du mit derselben Selbstverständlichkeit etwas annehmen kannst, wie du geben kannst« (S. 60). Das muss übrigens auch die *alte Johanna*, die immer gegeben hat, lernen, als sie zu ihrer Tochter zieht.

Die Reha im Lockdown: Kein gemeinsames Essen, jeder hat seinen eigenen Tisch, jede doch so wichtige Berührung wird zur Ansteckungsgefahr, nicht einmal der Augenkontakt bleibt den vielbeschäftigten Therapeuten. Erste erneute Schreibversuche. Das beginnt mit dem Schreibmaschinenschreiben, nichts ist mehr selbstverständlich.

Wieder in Wien erste Lesungen und die Ängste, überhaupt auf ein Podium zu gelangen, lesen zu können und wie das Lesen und Zuhören dann Verbindungen schafft. Ihr Mann wird operiert, der russische Überfall auf die Ukraine beginnt, ihre Schwester erhält die Diagnose Krebs. Eine neu gewonnene Demut.

»Letztlich bleiben wieder einmal nur die kleinen Schritte in dem jämmerlich bescheidenen Bereich, den man überschauen und beeinflussen kann ... Den großen Wurf können, nein, müssen wir vergessen« (S. 98). »Forget the perfect offering. There is a break in everything, that's where the light comes in«, singt Leonhard Cohen.

Sehr früh in dem Roman, noch im Krankenhaus in Italien, auf Seite 22, fällt eine Überlegung: »Mehrstimmig denken, dissonant denken, das könnte doch zu einer neuen Art von Harmonie werden?« Die letzten drei kurzen

Sätze des Buches lauten: »Ich hoffe, dass ich wirklich einem neuen Gedanken auf der Spur bin. Vielleicht kann ich ihn noch erwischen. Neugierig wäre ich schon.« Dieses Buch ist ein großes Geschenk an die Leser. Danke dafür!

Auch in ihrem Manifest *Hoffnung lebt vom Trotzdem* (2022) geht es ums Nicht-Aufgeben. Sich nicht aufgeben. Beharrlich bleiben, um die Hoffnung trotz Kriegen, Diktaturen, persönlichen Verlusten, Pandemien, Krankheiten usw. aufrecht zu erhalten. Der Mensch ist beides: Allein und verbunden mit anderen. Er will allein sein können *und* sich ausdrücken und verstanden werden. Darin hat Kunst ihre Wurzeln, in dem Sinne gibt sie Hoffnung, auch, weil sie Struktur gibt. »Alles Lebendige hat Struktur« (S. 35), sagt Renate Welsh. Und sie sagt auch: »Ich glaube, alles Gestalten beginnt mit dem großen Staunen.« (S. 35) Ein wichtiger Satz. Wir neigen dazu, das Staunen als Kind über den einen Baum zu vergessen, weil wir inzwischen schon tausende Bäume gesehen haben, es ist aber das Staunen der Beginn des Begreifens. So sagt ein Schüler nach einer Lesung Renate Welshs, wie sie in einem Interview erzählt: »Wenn du das nicht geschrieben hättest, dann hätte ich nicht gewusst, dass ich es gedacht habe.«

Ab 2019, heißt es in Biografien über Renate Welsh, publizierte sie auch eigene Lebenserinnerungen. Das stimmt nicht ganz. Renate Welsh hat immer über ihr eigenes Leben geschrieben. Das tut wahrscheinlich jeder Autor. Aber Renate Welsh ist in ihren Büchern besonders nahe an ihrem eigenen Leben, auch dort, wo die Protagonisten unter ganz anderen Umständen und in anderen Zeiten leben. Zum Beispiel die Jüdin Trudi Eppstein in dem Kapitel »Integration«, das einzige Kapitel in *Kieselsteine. Geschichten einer Kindheit* (2019), das auktorial erzählt ist. In diesem autobiografischen Buch hat sie Kieselsteine gesammelt wie mit ihrem Großvater, als sie ein Kind war. Hier sind es Kieselsteine der Erinnerung mit Überschriften wie »Der Kokon«, »Ohrfeigen«, »Zuckerwasser«, »Der Pelikan«, »Was ich dir nie sagen konnte« etc. Das autobiografische Erzählen hat im Gegensatz zum auktorialen Erzählen viele Vorteile, aber einen entscheidenden Nachteil: Es sind immer Kieselsteine, die erzählt werden, und fast nie ein in sich geschlossener Roman mit Anfang, Höhepunkt und Ende. Es gibt in gewisser Weise auch keine nachvollziehbare Entwicklung, keine Läuterung, keinen Bogen wie beim Auktorialen. In der Autobiografie stehen das Geläuterte und das Nicht-Geläuterte, das Früher und das Später nebeneinander. Das liegt an der Zeit, die beim Erinnern so wie im Traum eine ganz andere Rolle spielt als im klassischen Roman. Die Erinnerung – und alles Autobiografische ist Erinnerung – führt hier »verrückte Rösselsprünge auf ... die Frage nach Vorher und Nachher, die wir so gern stellen, bleibt so gut wie immer ungelöst« (S. 80).

Als Welsh-Leser erkennt man so vieles in den *Kieselsteinen* wieder, das man – nicht in der Ich Form – aus *DIEDA* oder *Das fremde Kind* kannte: Die Mutter, die Stiefmutter, die Schwester, den Vater, den Opapa, den Großvater, die Großmutter, usw. Was allerdings nur im autobiografischen Text möglich ist, ist das in die Erzählung integrierte direkte Reflektieren des Vergangenen aus der Gegenwart und das Assoziieren. Autobiografie ist immer auch innerer Monolog.

Wenn ich mir einen der *Kieselsteine* aussuchen dürfte, wäre das »Der Kokon«. Es ist die Erinnerung an den geliebten Großvater und an einen Weg, den die Protagonistin vermeintlich in seiner Begleitung gegangen ist,



sich aber an den Weg nicht erinnert. Eines Tages besucht sie mit ihrer Schulklasse das Kunsthistorische Museum und steht plötzlich vor einem postkartengroßen Bild ihres Spazierweges. Alles ist genauso gemalt, wie sie den Spazierweg erinnert. »Ich erkannte jeden Knoten im Stamm, jeden knorrigen Ast, erkannte das Wurzelgeflecht. Wir waren in ein Bild hineingegangen damals« (S. 10).

Das ist der Unterschied. Als Kind kann man hineingehen in die Bilder, später kann man sich »nur« daran erinnern: »Viel später erkannte ich, dass alles wahr gewesen war, auch wenn der Teich in keiner Landkarte, das Haus in keinem Grundbuch zu finden ist.« Das Resümee zieht Renate Welsh 70 Seiten später in dem Kapitel »Ein gutes Haus«: »Ich bin überzeugt, dass sich Erinnerung gerade dort als echt erweist, wo sie voller Widersprüche ist« (S. 80).

Zwei Kapitel weisen von den *Kieselsteinen* zu dem Gordischen Knoten in *Ich fall mir selbst ins Wort* (2025): »Buchteln« und »Integration«. In beiden geht es bereits um das Verhältnis von Fiktion und Autobiografie.

Ich fall mir selbst ins Wort ist die Wiederaufnahme von *DIEDA oder Das fremde Kind* (2002), ein inhaltlich autobiografisches Buch, aber formal fiktional, weil es nicht in der Ich-Form geschrieben ist. Es gibt einen personalen Erzähler. Das Formale hat einen inhaltlichen Grund. Die Autorin hat in dem Zeitraum, in dem die Handlung spielt (etwa 1942–1945), kein von außen bestätigtes Ich. Ihr Ich ist in (Selbst)isolation. 2025, als 88-jährige Frau, fällt sie sich nun mit ihrem außen und innen bestätigten Ich ins Wort. Das zwar autobiografische, aber im Stil der Fiktion geschriebene Buch *DIEDA* wird, als wäre es Fiktion, von der Autorin selbst unterbrochen.

Gerhard Zeillinger schrieb nach Erscheinen von *Ich fall mir selbst ins Wort*: »Neu ist daran nur der Versuch, aus einem Kinderbuch retrospektiv Erwachsenenliteratur zu machen« (*Der Standard*, 8.11.2025). Der Meinung bin ich nicht. Mit der Kategorisierung »Kinderbuch« und »Erwachsenenbuch« hat das nichts zu tun. Neu ist die Konfrontation von fiktionaler und autobiografischer Literatur an ihren Schnittstellen.

Wie in »Integration«, dem letzten Kapitel von *Kieselsteine*, durch den Einfall der Fiktion ins Autobiografische angedeutet, fällt hier das Autobiografische in die Fiktion *DIEDA*. Der personale Erzähler erlaubt (und fordert) Chronologie, während das Autobiografische nicht chronologisch ist, sondern immer Gestalt annimmt in Form von »Kieselsteinen« oder »Perlenketten« oder »Einschüben«, je nachdem. Die autobiografische Rahmenerzählung eines mehr als 20 Jahre zuvor im fiktiven Stil geschriebenen Romans ist das für mich spannende Experiment: Alle Personen im Roman *DIEDA* haben fiktive Namen, bis auf einen Kutscher, der Dieda vom Bahnhof abholt und sie wieder dorthin bringt. Für ihn findet die Autorin damals keinen fiktiven Namen, sondern lässt ihm seinen wirklichen: Tasch. Und genau wegen dieses Namens liest eine Frau fast 60 Jahre später das Buch: Eine Bibliothekarin wies sie darauf hin, dass ihr Vater, damals ein Außenseiter im Dorf, darin namentlich vorkommt. Die Tochter, jetzt Therese Zach, fühlt sich und ihren Vater in

DIEDA verstanden und versteht andersherum das einsame kleine Mädchen, die Autorin als Kind, das 1940–1945, als in Wien die Bomben fielen, in Bad Aussee gelebt hat, und das sich selbst den abfälligen Namen, mit dem sie von ihrer neuen Familie oft bezeichnet wurde, Dieda, gegeben hat.

Dieser Einfall des Autobiografischen ins Fiktive und andersherum war wohl der Auslöser für *Ich fall mir selbst ins Wort*. Die Autorin erfährt durch die autobiografische Lücke in der Fiktion, die unglaubliche autobiografische Geschichte der Pflegetochter des Kutschers, der in ihrem Buch vorkam. Im Nachhinein erzählt Renate Welsh nun, wie Therese Zach ihr davon berichtet. Indem Welsh die Geschichte der Therese Zach in der dritten Person erzählt, wird sie wieder fiktiv.

Während einer Lesung in Bad Aussee 2005 überreicht die eine der anderen gar nicht fiktiv die selbstgebackenen Buchteln, die diese als Kind vor mehr als 60 Jahren in der fiktiven Erzählung so liebte. Obendrein stellt sich heraus, dass Therese Zach in dem Haus lebt, in dem Renate Welsh teilweise ihre Kindheit verlebte. Alles ist ineinander verschlungen. Leben ist Literatur und Literatur ist Leben. Alles ist vorbei und alles ist gegenwärtig. Und so wird das fiktionale *DIEDA* verändert und autobiografische Einschübe hinzugefügt. *DIEDA oder Das fremde Kind* wird gänzlich übernommen. Allerdings behutsam lektoriert. Es sind inzwischen 23 Jahre vergangen.

Der ursprüngliche Roman *DIEDA* wird zerstückelt, es werden Einschübe in ihn hineinmontiert. Man könnte sie auch »Kieselsteine« nennen aus der Gegenwart der Schriftstellerin: Reflexionen zum Buch, zur Geschichte, zur Literatur, zur Rezeption von *DIEDA* durch Verwandte, die sich als falsch verstanden wiedererkennen (das Leid des autobiografischen Autors!), Infragestellungen, und sowohl das Wissen, das die Autorin seit 2002 gewonnen hat, als auch das Wissen, das sie im fiktionalen Kontext des Romans nicht einsetzen konnte.

Das Resümee des Versuches, Fiktion und Autobiografie in *Ich fall mir selbst ins Wort* zu vergleichen, ist: »Weder das individuelle noch das kollektive Gedächtnis sind verlässliche Leitlinien auf der Suche nach der Vergangenheit, weil es unmöglich ist, die eigene Befangenheit gänzlich abzustreifen« (S. 166/67). Als autobiografisch schreibende Autorin möchte ich hinzufügen: Der Beobachter des Gehirns sitzt leider selbst im Gehirn! Gerade deshalb aber gilt das Plädoyer für die Verantwortung jedes Einzelnen.

So nah beieinander Renate Welsh und ich heute altersmäßig zu sein scheinen (alt ist alt), so viel trennt uns durch die 16 Jahre Unterschied. Renate Welsh ist kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geboren. Sie hat als kleines Kind den Krieg erlebt (es ist ein großer Irrtum zu glauben, Kinder bekämen so was nicht mit), und sie war Kind und Jugendliche in unmittelbarer Nachkriegszeit. Sie hat die Not erlebt, ich bereits den Wirtschaftsboom. Und selbst bis ins Wirtschaftswunder hinein haben die Kriegswunden geblutet. So wie ich, in den 50er Jahren geboren, viel über die 50er Jahre geschrieben habe, sozusagen über die Voraussetzung, in die ich geboren wurde, hat sie, in den 30er Jahren geboren, viel über die 30er Jahre geschrieben, in die hinein sie geboren wurde.

Johanna erzählt davon, was es geheißen hat, in den 1930er Jahren unehelich geboren zu sein. Vieles ändert sich, aber die Prägungen reichen immer ein Leben lang. »Egal was du bist und kannst, es kommt immer darauf an, wo du herkommst«, sagt Therese Zach in *Ich fall mir selbst ins Wort*. Das stimmt einerseits, aber andererseits bleibt, wer sich nicht angepasst hat, stark wie die alte Johanna, die immer gegeben hat und am Ende ihres Lebens, als sie nicht mehr allein in ihrem Haus wohnen kann und zu ihrer Tochter zieht, lernen muss, zu nehmen.

Margit Schreiner, *1953 in Linz, lebt nach mehrjährigen Aufenthalten in Tokio, Paris, Berlin und Italien heute in Gmünd/NÖ; seit 1989 Erzählungen und Romane, zuletzt mehrteiliges autobiografisch fundiertes Romanprojekt *Über das Private: Vater. Mutter. Kind. Kriegserklärungen* (2021); *Mütter. Väter. Männer. Klassenkämpfe* (2022); *Mobilmachung* (2023).



Was soll übrigens der Unterschied zwischen Jugend- und Erwachsenenliteratur sein? »Den Versuch, ›kindertümlich‹ zu schreiben oder ihnen nach dem Mund zu reden, finde ich nur peinlich«, sagt Renate Welsh. »Ich sehe nicht ein, dass ich mit dem halben Hirn schreiben soll, wenn ich für Kinder schreibe. Da reicht manchmal mein ganzes Hirn nicht aus. Ich finde es anmaßend, Kinder als eine Spezies sui generis zu betrachten.«

Der einzige Unterschied läge, wenn es denn überhaupt einen gibt, in den ausgewählten Themen und Schauplätzen. Bücher für Jugendliche spielen meistens dort, wo Jugendliche sich aufhalten: in der Schule, in der Ausbildung, in der Familie. Halt! Falsch! Johanna zum Beispiel geht nicht in die Schule, darf keine Ausbildung machen, hat keine Familie, sondern wird als Dreizehnjährige nur ausgebeutet!

Die Frage ist nicht, ob die Kinder reif genug sind für Welshs Themen, sondern ob die Erwachsenen reif sind für ihre Kinderliteratur. Wahrscheinlich ist es das, was Literatur ausmacht: Widersprüchliche Gefühle, widersprüchliche Blickwinkel, Widersprüchliches klar und einfach darzustellen. Das Ein-

fache wird ja oft verwechselt mit dem Naiven, das Verworrene mit Intellektualität. Deshalb fühlen sich wahrscheinlich viele Menschen zu gescheit, um gute Kinderliteratur zu lesen. Für die Erwachsenen ist Kinderliteratur aber geradezu bitter notwendig. Weil sie offenbar das meiste vom Kind-Sein vergessen haben: das Staunen und das Leid! Beides. Staunen, weil für ein Kind so vieles noch neu ist (der erste Baum versus den millionsten Baum), das Leid, weil das Kind so oft nicht ernst genommen wird oder, mit Welsh zu sprechen: ihm nicht zugehört wird. Leih mir dein Ohr! So heißt auch ihr letztes Buch, ein Gedichtband. »Kinderliteratur hat einen speziellen Zauber«, schreibt Renate Welsh, »den Erwachsenenliteratur nicht hat. Es ist der Zauber des Zustandes vor dem Sündenfall. Das ist das Wunderbare an Kinderliteratur.«

P.S. Die Kinder und die Alten nähern sich einander an. Die Kinder, weil sie noch nichts wissen, also staunen können, die Alten, weil sie so viel wissen, dass sie wieder staunen können.

Elke Laznia

(ein handgeschriebener Brief in einem Kuvert, den Brief herausnehmen, auffalten, vorlesen)

Liebe Renate Welsh,

es sind immer wieder Briefe bei Ihnen eingekehrt, von denen Sie erzählt und die Sie in Ihre Texte eingeflochten haben. Die Sätze, die gesagt und geschrieben wurden, über Sie und Ihre Bücher. Was Sie ausgelöst haben mit Ihren Texten und Worten, was sich aufgelöst hat vielleicht, da und dort, wo sich Menschen wiedergefunden haben. (Ich mache extra keinen Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen.) Und Sie haben das Schreiben weitergegeben, in Schreibschulen, und die Menschen haben zur eigenen Sprache gefunden und Ihnen geschrieben, und Sie haben geantwortet.

Ich schreibe Ihnen heute, und Sie müssen nicht antworten, weil ich auch mir schreibe. Ich antworte Ihnen und mir zugleich und bleibe die Fragen schuldig.

Ich falle mir ins Wort und ich falle Ihnen ins Wort. Ich denke und schreibe und rede Ihre Bücher für mich weiter, hab wohl fast alle Ihrer Bücher gelesen, sogar viele Ihrer Kinder- und Jugendbücher jetzt wieder, und es sind für mich wahre Bücher, innigste Texte, die mir nahe gehen, weil sie mich zum Zuhören und Achtsam-Sein anregen, zum Nach- und Weiterdenken bringen, zum Reden, zum Weiterreden, zum Widersprechen, weil sie mich berühren und irritieren. Weil sie mich zu mir führen, ich mir begegne und auch der Welt begegne.

Zuhören ist eine Form von Zuwendung zum Anderen, haben Sie einmal gesagt, und dass die Menschen besser sind, als man glauben würde. Wenn ich Ihre Bücher lese, dann beginne ich auch daran zu glauben, irgendwie. Dass das möglich ist, dass die Anderen gut sind, wir einander gut sein und nahe kommen können.

Und Sie haben geschrieben: »Kein Text kann die Wirklichkeit eins zu eins abbilden. Was Sprache aber sehr wohl kann, ist, aus Wörtern und Sätzen eine eigene Welt bauen, in der eine besondere Form der Kommunikation zwischen Schreibenden und Lesenden möglich ist, die sogar eine Wechselwirkung in Gang setzen kann.«

Also hier: mein Brief, unsere Wechselwirkung.

Was Sie schreiben, was Sie Ihren Figuren in den Mund legen und welche Geschichten Sie ihnen auf den Leib schreiben, oder welche Geschehnisse Sie von ihnen erzählt bekommen: die Klugheit und Stärke sind allen Personen eingeschrieben, auch oder vor allem den Kindern. Sie schreiben viel von Außenseiterinnen, denen kränkende Dinge widerfahren oder erzählen von sich, Ihrem Verlust, Ihrem Sprach- und Selbstverlust. Aber da gibt es keine Bitterkeit, nirgendwo, Sie erzählen von Mut und Leben, und davon, wie wir über Wunden reden und an Wunder glauben können, wie es ist, sich der Vergangenheit und auch Gegenwart zu stellen und sich dem Leben auszusetzen, es zu bejahen ...

Sie setzen sich aus. Stellen sich dem Leben und der Zeit. Ich möchte mich auch aussetzen.

Es gibt Stellen in Ihren Büchern, bei denen ich immer wieder hängen bleibe, weil sie mir grob tun. Sätze, wie der, dass es nicht zählt, wer wir sind oder was wir können, sondern nur, woher wir kommen. Dass die Herkunft, für die wir nichts können, darüber bestimmen soll, wie viel wir wert sind.

Die Menschen, von denen Sie erzählen, haben oft mit Abwertungen zu kämpfen, sie leiden darunter, wie andere über sie richten, dass sie auf ihre Schwächen reduziert werden oder eben darauf, woher sie kommen.



Sie beschreiben das mit einer Kraft und Emotionalität, als wären Sie jede einzelne Figur und hätten alles genau so erlebt, genau so empfunden. Sie sind jede einzelne Figur. Und ich bin es auch.

Woher ich komme, wer ich bin. Wissen Sie, liebe Renate Welsh, woher ich komme? Ich komme von einer Mutter, die sehr jung einem Mann das Jawort gab, der die Kontrolle über sein Leben längst verloren hatte. Die trotz Unsicherheit in einem Geschäft stand, weil ihr Mann ausnüchtern musste. Die gedemütigt und verraten wurde und verlassen, das auch. Und doch stand sie auf, wenn Menschen mir Schlechtes wollten oder Unrecht geschah. Meinem Vater ist dann doch der Alkohol über den Kopf gewachsen und die Schulden und Scherben und Schwachstellen. Wir haben es ausgedadelt.

Wissen Sie, liebe Renate Welsh, woher ich komme? Ich komme vom Bach, der hinter der Wiese unserer Wohnung floss und manchmal Hochwasser führte. Einmal bin ich als Drei- oder Vierjährige bei Hochwasser hinuntergegangen und der Vater hat mich gepackt am Krawattl und heimgezerzt, auf mich einschlagend. Das hab ich als Sorge verstanden, nicht als Liebe. Sonst sind wir Kinder, die Nachbarsbuben und ich, immer zum Bach gegangen und haben versucht, mit bloßen Händen Fische zu fangen. Im kalten Wasser unter den großen Steinen war ihr Versteck und wenn wir uns langsam genug annäherten und schnell genug hingriffen, konnten wir sie berühren, ihre kalte Haut. Einmal fing ich einen, hatte eine zappelnde Regenbogenforelle in meiner Kinderhand, hielt sie stolz jauchzend in die Höhe, brachte den lebendigen Fisch in einem Wasserkübel selbstbewusst zur Mutter ins Geschäft. Hier! Schau! Das war was!

Meine Mutter konnte aber keine Tiere töten. Es musste die Großmutter aus dem Nachbarsort kommen, um den Fisch zu töten. Das hab ich nicht in Erinnerung, ich habe nicht hingeschaut. Ich erinnere mich nur an die glänzenden Schuppen der Regenbogenforelle. An den knallroten Kübel. Den »unmöglich« blauen Himmel und das glasklare Wasser im Bach, das nur trüb wurde, wenn wir einen Schritt machten oder die Fische vor uns flüchteten. Auch an das Fisch-Essen erinnere ich mich nicht mehr. Meine Großmutter musste auch kommen, wenn wir eine ganze *Hen* bekommen hatten und es ums Kopf-Abschneiden ging, dann kam die Oma und hackte der toten, *grupften Hen* den Kopf ab. Meine Mutter und ich konnten nicht hinschauen, und auch die Ohren hielten wir uns zu. Dieses Geräusch.

Der Himmel, der Bach, die Wiese und der Eingang zum Geschäft, die lauten Geräusche, die Auslagen, die Leute, das Schauen der Leut und das Gerede der Leut. Und die Angst davor, was sie reden, die Leut reden schon wieder, hat es oft geheißen, und: Brav sein, wir sind von den Leuten abhängig. Und der Geruch des Dachbodens. Der alte Sonnenbrillenständer oben, die alten Regale vom alten Geschäft und der Staub darauf. Ich zeichnete mit dem Finger Muster in den Staub, Sonnen, Regenwolken, Herzen. Es war kein leichter, luftiger Staub; es war ein klebriger, feuchter. Der Geruch des Dachbodens liegt mir noch immer in der Nase, pickig und warm. Ich liebte diesen Geruch.

Woher ich komme? Aus diesem Geruch komme ich und aus dieser Zeit.

Wie auch immer: beim Lesen Ihrer Bücher bin ich Ihnen und mir oft auf den Leim gegangen oder ins Wort gefallen und hab weitergedacht. Durch Ihre Bücher hab ich mich erinnert: Ich hatte einen anderen Namen. Mein Vater, der sich einen Buben gewünscht hatte, sagte oft zu mir *Paule*. Ich

war ein kleiner Stöpsel mit kurzen Haaren, ein wildes Kind, sah aus wie ein Bub. Da kommt der Pauli wieder, *da Paule*. Ich kann mich noch erinnern, wie Vater mich ansah, nicht einmal lieblos, sondern fast stolz auf seinen Kleinen, der ihm so ähnlich schaute. Weil ich auch ein Bub hätte sein können und ihm das gefiel. Es befremdete mich nicht einmal, weil ich kein Gefühl hatte für Mädchen oder Bub. Ich hatte kein Geschlecht, es war mir wurscht. Alles, was ich wollte, war, dass er mich sieht. Ich wär gern anders gewesen, so, wie er mich geplant hat, wie er mich lieber gehabt hätte.

Sie sagen im *Falter*-Interview und auch in einigen Büchern ähnlich: »Dieses Gefühl, ich würde geliebt werden, wenn ich perfekt wäre, erzeugt so viel Unheil, ich kenne es gut. In Wirklichkeit fängt die Liebe erst an, wenn die Bedingungen aufhören.«

Ich glaube, diese Bedingungslosigkeit einer Liebe hab ich damals nicht erfahren.

Und meine Herkunft hat etwas mit mir gemacht, weil ich gelernt hab, dass ich nicht reiche, wie ich bin, nicht gut und recht bin, so, ich hab gelernt und ausgelernt und habs zu einer Meisterschaft gebracht.

Wir klaubten Tschickstummel von der Straße auf und rauchten sie heimlich beim Bach. Oder gingen ins Gasthaus, um eine Zigarette für den Papa zu kaufen, und rauchten sie heimlich beim Bach. Ich würde den Bach heute nicht mehr wiedererkennen. Aber ich weiß noch, wie er aussieht in meiner Erinnerung. Und es ist immer alles heute.

Woher ich komme, wer ich bin. Ihre Bücher sind durchzogen davon, dass Kinder, dass Frauen denken, es sei wichtiger, woher man kommt, als wer man ist. Dass wir das nie loswerden, unsere Herkunft nie wirklich abschütteln können. Es ist heute bestimmt vieles anders geworden, aber es schwingt nach. Und es gibt überall Menschen, denen wir nicht reichen oder die uns anders wollen oder abwerten, in deren Kategorien wir nicht hineinpassen.

Wir sind diese Kinder, diese Frauen geblieben, die zu wenig auf sich schauen, sich selbst nicht so wichtig nehmen, aber die besser hören, sehen und wahrnehmen, wie es anderen geht. Wir sprechen uns noch immer den eigenen Wert ab, so ist es zumindest bei mir oft, ich arbeite nach wie vor daran, mich als wertvoll zu erleben.

Einmal, als ich studierte und meinen Herkunftsort besuchte, traf ich eine alte Lehrerin, Frau Grechenig. Wir plauderten ein bisschen. Ich hatte sie nie gemocht, war aber höflich. Ich erkundigte mich, wie es in der Schule läuft. Da jammerte sie: Die Kinder würden immer schlimmer, kämen aus so schlechtem Elternhaus, aus denen werde nichts. Das sei ja kein Wunder, diese *Gschiedenenkinder* seien nichts wert. Kein Wunder, wenn die versagen. Dieses Kein-Wunder. Ich war fassungslos. Ich war 22 Jahre alt, sah sie mit offenem Mund an und sagte, genau diese Vorurteile können junge Menschen ruinieren. Gerade von einer Pädagogin müsste man erwarten, dass sie gebildet ist und nicht so engstirnig. Und ich sagte, ich bin auch ein *Gschiedenenkind*, drehte mich um und ging grußlos weg. Aber stolz irgendwie, ruhig, gefasst.

Aber ich hab mich erinnert, wie ich mich gefühlt hab, wenn die so geschaut haben; Stempel am Hirn und aus. Obwohl mir das vertraut war, hat es mir immer wehgetan und das ist auch heute manchmal noch so, obwohl ich viel darüber nachgedacht und gelesen hab, in guter Literatur, auch in der Ihren, mir näher gekommen bin. Ich fühlte mich nicht allein, sondern getröstet von Büchern, und konfrontiere und wehre mich schreibend.



Trotzdem. Ich hab nicht vergessen, woher ich komme. Ich hab, wie Sie, immer weniger Antworten und immer mehr Fragen zu allem. Bin mir sicher, dass wir uns nur wirklich nahe kommen können, wenn wir uns öffnen, einander die Wunden, Schwächen und das Schwere und Schöne zeigen. Frage Vertraute, wie sie es anstellen, wie sie zurechtkommen, mit der Herkunft, wie sie sind, woher sie kommen, wir geraten immer schnell sehr tief in ein Reden, das Nähe und Wärme entstehen lässt, manchmal scheint es ganz ausweglos, über Herkunft nachzudenken, über Heimat und darüber, dass es schmerzt, wenn man keinen Ort hat, an den man nach Hause kommen kann, an dem man willkommen ist. Das tut immer wieder weh. Über Zugehörigkeit sprach ich auch mit Daniel Jurjew und seiner Mutter Olga Martynova. Daniel sagte: »Ich lebe immer mit diesem dumpfen Gefühl der Unzugehörigkeit.« Das hab ich mir behalten.

Es gibt Sätze, die über Schuld und Unschuld sprechen, das sind auch Sätze, die mir hängengeblieben sind, aus Ihren Büchern, Sätze, die Kindern immer durch und durch gehen, die sich einprägen. Die prägen. Dass sie an etwas schuld sind. Das hab ich verdient, das Negative, nicht das Schöne, und das bin ich wert, ich meine das Schlechte, das bin ich wert. Du kriegst, was du verdienst.

Auch diese Sätze nehmen Sie beim Wort, liebe Renate Welsh, auch diese Sätze bannen Sie. Damit sich das namenlose Grauen verliert. Wie bei der Angst.

Nur nicht verbittern! »Auf der Suche / nach einer neuen Sprache / musst du die Bitterkeit / aus den Wörtern waschen«, und: nicht vergessen: an Wunder zu glauben!

Die Frauen, über die Sie schreiben, die Mädchen, die Kinder, sie haben immer selbst denken können. Weil sie die Farben und Zwischentöne wahrgenommen haben. Nicht zerbrochen sind.

Sie sind auch nicht zerbrochen, liebe Renate Welsh, und nicht bitter geworden.

Ich stelle diese Sätze also auf und infrage, ich hinterfrage sie, reiße sie herunter, breche sie übers Knie und verheize sie. Ich möchte dieses Gefühl der Wertlosigkeit nicht mehr haben. Ich hab mich entschieden, dass ich das nicht mehr will. Dass es mit mir zu tun hat, nicht mit den anderen. Dass ich es selbst in der Hand hab. Ich weiß, wer ich bin, und es fühlt sich zumeist gut an.

Das Woher-ich-Komme hat mich geprägt und verletzbarer gemacht, aber es hat mich auch sensibilisiert für das Gute, Schöne, Wahre, das Leichte. Für das Besondere und für Menschen, die am Rand stehen, die mich anschauen und mich mögen, mich vielleicht sogar lieben. Menschen, die mich halten und die sich von mir halten lassen wollen. Die meine Besonderheit sehen und akzeptieren. Und wir stehen gemeinsam am Rand.

Es gibt Menschen, die von mir kommen und die immer wieder zu mir zurückwollen. Denen ich Herkunft, Heimat bin. Und ich komme von ihnen und will auch immer wieder zurück. Ja, ich komme von den Menschen, die ich liebe und die mich lieben. Also ist das doch eine gute Herkunft und ein gutes Miteinander und Beieinander-Zuhause- und Zugehörig-Sein.

Sie schreiben in Ihrem Hoffnungsbuch (ich wiederhole mich): kein Text kann Wirklichkeit eins zu eins abbilden. Was Sprache aber sehr wohl kann, ist, aus Wörtern und Sätzen eine eigene Welt bauen. Das stimmt. Wir können also gemeinsam eine Welt bauen, sie gestalten.

In Ihrem Gedichtband schreiben Sie mutig über die Sprachlosigkeit nach dem Schlaganfall: »Seit mir ein Schlaganfall / die allzu diensteifrige Sprache / gestohlen hat, / bin ich gelegentlich Raststation / vorbeiflitzender Gedanken.«

Und wie Sie sich ausgesetzt, wie Sie sich der Welt gestellt haben, und wie Sie wieder zur Sprache gekommen sind, immer war da Ihr Mut und nie eine Verbitterung! Sie sind ein Vorbild.

Sie haben recht, wenn Sie sagen: »Ich glaube, wir müssen uns immer wieder versichern, dass wir tatsächlich vorhanden sind, am besten eingebettet in ein Kontinuum aus Gestern, Heute und Morgen. Erinnerungen sind Markierungen, die aus der Vergangenheit in eine mögliche Zukunft weisen.«

Mit Ihrem Leben und Ihren Büchern ermöglichen Sie uns die Zukunft.

Liebe Renate Welsh, ich bitte Sie um weitere Wechselwirkungen. Erzählen Sie uns vom Schönen und Schweren, erinnern Sie sich und sprechen Sie weiter und weiter und hören Sie uns zu, wenn wir antworten.

Liebe Renate Welsh, sprechen wir einander von der Angst und von Hoffnung und Zukunft.

Mit herzlichen Grüßen,
Ihre Elke Laznia

(den Brief zusammenfalten, ins Kuvert geben, Renate Welsh überreichen)

Elke Laznia, *1974 in Klagenfurt, lebt in Salzburg. Ihr erstes Buch, der Roman *Kindheitswald*, erschien 2014. Seither bewegen sich ihre Texte zwischen Prosa und Lyrik – zuletzt erschien: *Lavendellied* (2019) und *fischgräntage* (2024). Beiträge für Ö1, Projekte mit ænm . österreichisches ensemble fuer neue musik und mit Linda Samaraweerová (Performance).



Demnächst im Literaturprogramm der Alten Schmiede:

- 21.5.** //19.00 **Verena Roelants, Dieter Sperl**
- 26.5.** //19.00 **Herbert J. Wimmer: LOB DER STADT – I:**
Thomas Eder, Nika Pfeifer, Lydia Mischkulnig, Herbert J. Wimmer
- 28.5.** //18.00 **Barbara Juch über Tove Ditlevsen** //DICHTERIN LIEST DICHTERIN
//20.00 **Jehona Kicaj** //TROJANOW TRIFFT
- 1.6.** //19.00 **Herbert J. Wimmer: LOB DER STADT – II:**
Waltraud Seidlhofer, Thomas Ballhausen, Herbert J. Wimmer
- 2.6.** //19.00 **Gerald Bisinger – mit Michael Hammerschmid, Lorena Pircher,**
Fritz Widhalm, Markus Köhle //RETROGRANDEN AUFGEFRISCHT
- 8.6.** //19.00 **George Sand & Christa Wolf** //STICHWORT >GESCHLECHT<
- 9.6.** //19.00 **Gregor von Rezzori** //GRUNDBÜCHER SEIT 1945
- 11.6.** //19.00 **Robert Menasse**
- 15.6.** //19.00 **Franz Josef Czernin** //JANDL-POETIKDOZENTUR I – Universität Wien
- 16.6.** //19.00 **Franz Josef Czernin** //JANDL-POETIKDOZENTUR II – Alte Schmiede
- 18.6.** //19.00 **Franz Josef Czernin** //JANDL-POETIKDOZENTUR III – Alte Schmiede
- 19.6.** //17.00 **Gunnar Eichholz & Manuela Tomić** //FREITAGSGESPRÄCH
- 22.6.** //19.00 **Nicole Streitler, Thomas Northoff, Gerda Sengstbratl**
- 24.6.** **Zu Ingeborg Bachmann:**
//ab 10.30 **Vera Eßl, Uta Degner, Alexander Honold, Sigrid Weigel, Norbert Christian Wolf**
//> MYTHOS BACHMANN< – Lektüreworkshop, Vortrag, Diskussion
//19.00 **Ingeborg Bachmanns Hörspielwerk: Uta Degner, Andreas Jungwirth**
//Ö1 – RADIOPHONE WERKSTATT
- 25.6.** //19.00 **Daniel Böswirth, Regina Hilber, Peter Clar, Julia Costa,**
Benedikt Steiner, Valerie Melichar, Semier Insayif //DICHT-FEST
- 29.6.** //19.00 **Karl-Markus Gauß**
- 30.6.** //18.00 **Florian Huber, Regina Menke, Sonja vom Brocke über Elfriede Gerstl**
//DICHTER*INNEN LESEN DICHTERIN
//19.30 **Sonja vom Brocke**
- 2.7.** //19.00 **Ann Cotten, Sandro Huber, Ilse Kilic, Kai Pohl, Kristin Schulz**
//SPRACHE ALS BAD BANK UND WÄHRUNG – Symposium 2.-4.7.

Ausgewählte Veranstaltungen im Live-Stream oder zum Nachsehen:

youtube.com/AlteSchmiedeLiteratur

